

m schweizer musikzeitung

revue musicale suisse rivista musicale svizzera 4 26



Generationen

Générations



Holger Jacob



Dmitrij Matvejev



Pia Schwab



Nicolas Brodard

Inhalt | Contenu

focus

Grenzgängerin zwischen den Generationen

Solistin Ilva Eigus im Interview | 6

A cheval entre deux générations

Entretien avec Ilva Eigus | 10

Guitares et DJ en tournée dans les EMS

| 12

Auf Tournee durch die Altersheime

| 13

Der kuriose Wandel des Musikgeschmacks

| 14

Le curieux virage des goûts musicaux

| 16

Vers de nouveaux horizons | 17

Auf zu neuen Horizonten | 19

Chat: Phanee et Laurent discutent de leur relation | 21

critiques

Rezensionen

Tonträger, Filme, Bücher, Noten | 22

Nouvelles publications

Disques, films, livres, partitions | 22

echo

Ende und Anfang in der Kartause Ittingen | 28

L'anthropocène embrase

Verbier | 30

Schweizer Klänge am Vilnius-Festival | 31

basis

Musikalische Bildung | 34

KMHS | 37

SJMW | 40

Arosa Kultur | 41

SMG | 42

SMM | 43

SMPV | 44

SMR | 48

SMV | 51

VMS | 55

annonces

Kurse/Veranstaltungen

Cours/Manifestations

| 2, 4, 64

Kauf/Verkauf |

Achats/Ventes | 33

Stellen | Emplois | 58 ff.

Service | 33

Publireportagen

HKB, ZYC, HSLU | 26, 27, 32

finale

Rätsel | La devinette | 63

Titelbild: Ilva Eigus fotografiert von Holger Jacob



«Viele Junge haben
fast schon Angst vor
dem Ritus des
klassischen
Konzerts»: Ilva Elgus
glaubt, dass neue
Konzertformate das
Klassikpublikum
verjüngen können.

Grenzgängerin zwischen den Generationen

Ilva Eigus ist erst 19 Jahre alt, tritt aber als Solistin bereits mit berühmten Orchestern auf – und mit ihrem eigenen Vater. Wie kommt die Zürcher Violinistin in ihrem Alltag mit älteren Musikerinnen und Musikern sowie ergrautem Publikum klar?

Interview: Fabian Renz Bilder: Holger Jacob

Stargeigerin wurde sie in den Medien schon genannt, als sie noch minderjährig war. Kaum verwunderlich: Die Zürcherin Ilva Eigus, 2007 geboren, hat seit ihrem Orchesterdebüt im Alter von acht Jahren auf zahlreichen grossen Bühnen mit internationalen Spitzenorchestern konzertiert. Musikalisch geprägt wurde die junge Violinistin unter anderem von Liana Tretiakova, Zakhar Bron, Marc Bouchkov und vom Jazzpianisten Nik Bärtsch, ihrem Vater.

Frau Eigus, wenn Sie als Solistin das Violinkonzert von Tschaikowsky oder von Sibelius mit einem Orchester proben: Wie oft sind Sie dann die Jüngste im Raum?

Das kommt tatsächlich häufig vor. Aber ich denke in diesen Momenten selten über meinen Platz in der Altersbandbreite nach. Es ist die Musik, die im Mittelpunkt steht.

Damit diese gelingt, müssen im Konzertsaal verschiedene Generationen wortwörtlich miteinander harmonieren. Sie selber sind 2007 geboren, viele Orchestermmitglieder sind schon viel länger im Amt – und es gibt aktive Dirigenten, die auf die Hundert zugehen.

Schon nicht grad alle ... Aber mir fällt vor allem auch der Generationenunterschied zum Publikum auf. Die Szene der klassischen Musik ist eher konservativ. Wenn ich auf der Bühne stehe, sehe ich immer viel weisses Haar und Glatzen vor mir im Saal. Und ja, in den Orchestern sind oft verschiedene Generationen vereint. Wichtig ist, dass man eine gemeinsame Sprache findet.

Wie gut gelingt das Ihrer Wahrnehmung nach?

Mein Eindruck ist, dass gerade sehr erfahrene Orchestermusikerinnen und -musiker die Zusammenarbeit mit einer «jungen Seele» wie mir schätzen. Für sie ist das oft eine Inspiration, ein Ausbruch aus ihrer gewohnten Routine.

Sie haben den Altersunterschied zum Publikum erwähnt ...

Für viele Veranstalter ist das eine zentrale Frage: Wie bringen wir mehr junge Menschen in klassische Konzerte?

Was würden Sie tun, um Ihre Generation anzulocken?

Viele Junge haben grossen Respekt oder fast schon Angst vor dem Ritus des klassischen Konzerts. Es gibt das Bild des vornehm gekleideten Klassik-Zuschauers, der regungslos auf seinem Stuhl sitzt, niemals klatscht und dabei die Struktur der aufgeführten Sinfonie perfekt versteht. Dieses Bild entspricht oft gar nicht der Wahrheit, und neue Konzertformate können helfen, Berührungsängste abzubauen. Da gibt es tolle Initiativen, zum Beispiel die Late-Night-Konzerte des Zürcher Tonhalle-Orchesters, wo spätabends eine kürzere Sinfonie in einer Art Club-Setting aufgeführt wird.

Da haben Sie mitgemacht?

Ich war einmal als Zuhörerin dabei und habe es sehr genossen. Es war ein ganz anderes Publikum, und alles ging viel lauter zu und her als sonst. Anschliessend gab es im Foyer eine Techno-Party, die erste meines Lebens. (Lacht.)

Und was meinten die Jungen zur Musik – also zur klassischen?

Sie fanden sie überhaupt nicht langweilig! Ein Problem der klassischen Konzerte ist vielleicht auch, dass die Programme oft sehr ähnlich konzipiert sind: Erst kommen eine Ouvertüre und ein Konzert mit einer Solistin, dann trinkt man in der Pause ein teures Cüpli, und im Anschluss gibts dann noch eine lange Sinfonie. Ein Vorbild ist mir da der junge georgische Pianist Giorgi Gigashvili. Er improvisiert und komponiert, und er kombiniert in seinen Programmen auf sehr gelungene Weise klassische Meisterwerke mit Arrangements georgischer Volksmusik oder Popsongs von Rosalía.

Also buntere Programme und ein Aufbrechen der starren

Klassik-Rituale, damit sich die Generationen besser mischen?

Manchmal haben diese Rituale ihre Berechtigung. Man lässt sich viel intensiver auf eine Mahler-Sinfonie ein, wenn man ruhig und konzentriert zuhört.

Was dachten Sie, als Sie in der Zürcher Tonhalle nach dem ersten Satz des Tschaikowsky-Konzerts Applaus erhielten? Zwischen den Sätzen nicht zu klatschen, ist ja auch so ein Ritual.



«Tue ich das Richtige?» Iva Eigus fragt sich oft, wie sie mit ihrem Instrument zu einer besseren Zukunft beitragen kann.

Mich stimmt optimistisch, dass meine Generation manches kritischer hinterfragt als die Generation vor uns.

Ich habe mich gefreut! Es gibt Musik, die nach Stille und Ruhe verlangt – aber bei einem so überwältigenden Werk wie dem Tschaikowsky-Konzert ist Applaus absolut passend. Manche Musiker nerven sich über Applaus zwischen den Sätzen und werfen dem Publikum dann noch einen despektierlichen Blick zu. Ich finde das hochnäsiger, denn als Musikerin bin ich selbst verantwortlich für die erzeugte Spannung oder eben ihre Abwesenheit.

Wie setzt man sich als junge Musikerin bei Meinungsverschiedenheiten gegenüber älteren Mitmusizierenden durch?

Man sollte sehr gut Bescheid wissen über das, was man tut. Mir hilft es, wenn ich mich nicht nur gründlich mit dem Notentext auseinandersetze, sondern auch mit dessen Interpretationsgeschichte. Ich höre mir immer viele ältere Aufnahmen an. Meinungsverschiedenheiten entzünden sich meist an stilistischen Fragen: Wieviel Vibrato darf ich etwa bei Bach oder Mozart verwenden? Da gibt es Unterschiede zwischen den Generationen, aber vor allem auch zwischen verschiedenen Schulen.

Hängen Sie einer bestimmten Schule an?

Ich beschäftige mich lieber mit der Musik als mit stilistischen Glaubenssätzen. Man muss im Einzelfall entscheiden, was dem Werk am ehesten gerecht wird. Wenn ich Aufnahmen berühmter Violinistinnen und Violinisten des 20. Jahrhunderts höre, fällt mir oft dieser goldene, satte, gesangliche Klang auf. Teilweise vermisse ich in der heutigen Zeit ein solches Klangkonzept. Mein Lehrer Marc Bouchkov, bei dem ich im Oktober das Bachelor-Studium beginne, legt auf den Klang grossen Wert.

Ist der «goldene Klang» des 20. Jahrhunderts Ihr persönliches Ideal?

Als Studentin sehe ich mich noch immer in der Phase, wo ich verschiedene klanglich-musikalische Werkzeuge erlerne und ausprobiere. Wichtig scheint mir, dass man sich mit vielem vertraut macht. Nehmen Sie die Chaconne für Solo-Violine von Bach, eines der grossartigsten und zeitlosesten Stücke im Violin-Repertoire. Da gibt es so viele verschiedene Interpretationen, die sich schon alleine von der Dauer her um mehrere Minuten voneinander unterscheiden. Ich finde diese Unterschiede bereichernd.

Was zeichnet die Musikerinnen und Musiker der Generation Z, der Sie selber angehören, gegenüber den Älteren aus?

Es ist schwierig, ein zusammenfassendes Merkmal für meine Generation zu nennen. Da ist eine grosse Vielfalt, die mich zuversichtlich stimmt. Ich habe das Glück, mit vielen überaus talentierten Musikerinnen und Musikern meiner Generation befreundet zu sein: mit den Violinistinnen Hana Chang und Edna Unseld zum Beispiel – Edna ist zufällig auch meine Nachbarin. Die Musik ist bei den Jungen in guten Händen.

Die Generation Z sei auf ihre Work-Life-Balance bedacht, auf einen Ausgleich neben dem Beruf, heisst es. Wie ist das unter jenen, die Musik studieren?

Ja, das ist definitiv ein wichtiges Thema. Wir beschäftigen uns intensiver als frühere Generationen mit der mentalen Gesundheit: Wie gehen wir mit dem Druck um, wie schaffen wir es, uns von ihm nicht zerstören zu lassen? Das sind wichtige Fragen, wenn man täglich stundenlang auf seinem Instrument

alleine übt. Für mich persönlich ist es prioritär, dass ich daneben ein «echtes» Leben habe. Wer das nicht hat, wird auch in seinem Spiel eine gewisse Tiefe niemals erreichen.

Wie schaffen Sie es selber, dem Leistungsdruck standzuhalten?

Zunächst einmal ist es mir wichtig, stets ein Ziel vor Augen zu haben, wenn ich die Geige in die Hand nehme: Ich übe selten ewig lange am Stück, aber immer mit einer konkreten Intention. Und dann gibt es Phasen, wo ich die Prioritäten bewusst anders setze. Diesen Sommer zum Beispiel hatte ich meinen Schulabschluss. In der Zeit unmittelbar davor gab es so viel zu lernen, dass ich die Geige kaum angefasst habe.

Aber die Phasen mit besonders intensivem Üben gibt es wohl auch.

Klar, vor Akademien oder Meisterkursen zum Beispiel, wo man in sehr kurzer Zeit sehr viel Notentext erlernen muss. Da übe ich dann halt auch mal den ganzen Tag – was mir aber Spass macht.

Sprechen wir über die Ausbildung der Musikerinnen und Musiker.

Was, denken Sie, ist da bei Ihrer Generation anders als früher?

Soweit ich das beurteilen kann, gibt es positive Veränderungen im persönlichen Umgang: Lehrpersonen begegnen Studierenden heute mit mehr Respekt. Toxische, fast schon gewalttätige Methoden, wie man sie früher offenbar noch kannte, werden heute an den Hochschulen viel weniger geduldet.

Also eine positive Entwicklung.

Ja. Aber es gibt schon auch Entwicklungen, die ich bedaure. Diesen Fokus auf Wettbewerbe beispielsweise: Da werden die Studierenden darauf getrimmt, Paganini-Capricen so perfekt wie möglich wiederzugeben – und dafür vernachlässigt man den kreativen Aspekt, das Komponieren, das Improvisieren. Das gilt insbesondere auch für die russische Violschule, nach der ich ausgebildet wurde. In früheren Zeiten verschmolz die Rolle des Interpreten oft auch mit der des Komponisten. Schade, dass es das heute weniger gibt.

Ihr Vater, der Pianist und Komponist Nik Bärtsch, ist eine Ausnahme.

Ausnahmen wird es immer geben. Aber der kreative Aspekt sollte institutionell stärker gefördert werden. Die musikalischen Projekte mit meinem Vater



Man versteht sich: Pianist Nik Bärtsch und Tochter Ilva Eigus beim gemeinsamen Musizieren. (Bild: zVg)

sind in der Tat ein Fenster in eine andere Welt für mich. Das ist sehr spannend, verlangt mir aber auch einige Überwindung ab.

Sie treten im Dezember wieder gemeinsam mit Ihrem Vater auf.

Was steht auf dem Programm?

Kompositionen von ihm, aber auch von Bach und Strawinsky. Ein bunt zusammengewürfeltes Programm. Papa arbeitet bereits an einem neuen Stück, das wir dann aufführen werden.

Sind Sie in den Bärtsch-Stücken auch als Improvisatorin gefragt?

Die Grundstruktur der Komposition ist vorgegeben. Aber ja, es hat darin auch improvisatorische Elemente. Ich sage ihm ausserdem immer, was für mich auf dem Instrument funktioniert und wo ich etwas anders machen würde. Ich finde es toll, aktiv am Entstehungsprozess der Musik teilnehmen zu können. Ich lerne dabei auch viel über mich selber und meine eigenen Grenzen.

Wie muss man sich diese generationenübergreifende Arbeit vorstellen? Sehr partnerschaftlich – oder gibt der Vater buchstäblich den Takt vor?

Es ist manchmal fast umgekehrt. (Lacht.) Er erkundigt sich sehr oft bei mir, ob er etwas eher so oder eher anders machen soll. Wir haben kein hierarchisches Verhältnis, sondern es ist ein gemeinsames Suchen. Wir lernen viel voneinander. Mein Vater ist ein sehr offener Mensch. Er hat viele Fans in meiner Generation.

Inwiefern hat Ihr Vater Sie musikalisch geprägt?

Ich wurde von vielen verschiedenen Menschen musikalisch und persönlich stark geprägt, insbesondere auch von meiner ersten Geigenlehrerin Liana Tretiakova und meinem jetzigen Lehrer Marc Bouchkov. Papa war und ist als Mensch und Künstler natürlich sehr wichtig für mich, ich lerne durch ihn viel tolle Musik aus Sparten ausserhalb der Klassik kennen, zum Beispiel Prince oder James Brown. Es ist spannend, sich mit ihm über Philosophie oder Politik zu unterhalten. Im Übrigen kennt er auch das Musikbusiness sehr gut, da er sich seine Karriere ohne vorgezeichneten Weg aufgebaut hat.

Wir leben in schwierigen Zeiten, die junge Generation gilt als verunsichert. Wie blicken Sie in die Zukunft?

Mich stimmt optimistisch, dass meine Generation manches kritischer hinterfragt als die Generation vor uns – beispielsweise die Auswirkungen von künstlicher Intelligenz. Mir fällt auf, dass sich die Studierenden an den Hochschulen sehr skeptisch gegenüber KI in der Kunst äussern, und zwar vollkommen zu Recht: Kunst ist menschliche Emotion pur. KI hat da nichts verloren.

KI ist ja nur eine von vielen Herausforderungen.

Es gibt Kriege, Krisen, den Klimawandel ...

Meiner Generation wird in der Tat eine Welt mit ziemlich vielen Problemen übergeben. Ich frage mich vor diesem Hintergrund immer wieder: Tue ich das Richtige? Trage ich mit meiner Geige etwas dazu bei, dass sich die Welt zum Besseren verändert?

Ihre Antwort?

Ich glaube, man sollte tun, was einen erfüllt, und dabei versuchen, interessiert und offen zu bleiben. Meiner Meinung nach ist die beste Hilfe, ein Vorbild zu sein. <>

A cheval entre deux générations



A 19 ans, Ilva Eigus se produit déjà en soliste avec des orchestres reconnus – et parfois aussi en duo avec son père. Comment cette violoniste zurichoise s'entend-elle au quotidien avec des musiciens plus âgés et un public grisonnant ?

En français par J.-D. Humair

Les médias l'ont qualifiée de star alors qu'elle était encore mineure. Cela n'a rien d'étonnant : née en 2007 à Zurich, Ilva Eigus s'est produite sur de nombreuses grandes scènes aux côtés d'orchestres internationaux de premier plan. La jeune violoniste a notamment été influencée musicalement par Liana Tretiakova, Zakhar Bron, Marc Bouchkov et par le pianiste de jazz Nik Bärtsch, son père.

S'il lui arrive souvent d'être la plus jeune dans la salle – et sur scène –, elle avoue ne pas penser à son âge dans ces moments-là. C'est la musique qui occupe le devant de la scène. Selon elle, pour que cela fonctionne, différentes générations doivent littéralement s'harmoniser les unes avec les autres. Elle remarque surtout la différence de génération avec le public. Le milieu de la musique classique est plutôt conservateur. L'important pour elle, c'est de trouver un langage commun.

Beaucoup de jeunes éprouvent un grand respect, voire une certaine crainte, face au rituel du concert classique. Il existe cette image du spectateur élégamment vêtu, assis immobile sur son siège, qui n'applaudit jamais et comprend pourtant parfaitement la structure de la symphonie interprétée. Cette image ne correspond souvent pas à la réalité, et de nouveaux formats de concerts peuvent aider à surmonter ces appréhensions. Ilva se souvient être allée en spectatrice à un concert « Late Night » de l'Orchestre de la Tonhalle

de Zurich, où une symphonie courte a été jouée tard le soir dans une ambiance de club, suivie d'une soirée techno – la première de sa vie. Là, le jeune public n'a pas du tout trouvé la musique classique ennuyeuse. L'un des problèmes des concerts classiques réside peut-être dans le fait que les programmes sont souvent conçus de manière très similaire : on commence par une ouverture et un concerto avec une soliste, puis on boit une coupe de champagne hors de prix pendant l'entracte, et on enchaîne avec une longue symphonie. Le jeune pianiste géorgien Giorgi Gigashvili est pour elle un modèle à cet égard. Il improvise et compose, et dans ses programmes, il associe des chefs-d'œuvre classiques à des arrangements de musique folklorique géorgienne ou à des chansons pop.

Selon Ilva Eigus, il est difficile de citer une caractéristique qui résume les musiciens de la génération Z, la sienne. Il y a une grande diversité qui la met en confiance. Selon elle, la musique est entre de bonnes mains chez les jeunes. Ces derniers se préoccupent davantage de leur santé mentale que les générations précédentes : comment gérer la pression, comment faire pour ne pas se laisser anéantir par elle ? Ce sont des questions cruciales quand on passe chaque jour des heures à s'entraîner seul sur son instrument. Pour elle, il est primordial d'avoir une « vraie » vie en parallèle. Sans cela, on n'atteindra jamais une certaine profondeur dans son jeu. Pour résister à la pression, il est important pour elle d'avoir toujours un objectif en tête lorsqu'elle prend son violon : elle s'entraîne rarement pendant des heures d'affilée, mais toujours avec une intention précise.

Elle a l'impression que les enseignants d'aujourd'hui traitent les étudiants avec plus de respect. Les méthodes toxiques d'autrefois sont beaucoup moins tolérées. Mais il y a aussi des évolutions qu'elle regrette. La focalisation sur les concours, par exemple : on y forme les étudiants à interpréter les Caprices de Paganini de la manière la plus parfaite possible – et, ce faisant, on néglige l'aspect créatif, la composition, l'improvisation. Les projets musicaux avec son père sont en ce sens une fenêtre ouverte sur un autre monde. C'est passionnant, mais cela lui demande aussi un certain effort. Elle se produira à nouveau avec lui en décembre : des compositions de lui, mais aussi de Bach et de Stravinsky. Un programme très éclectique. Elle trouve formidable de pouvoir participer activement au processus de création musicale et ne voit pas dans cette collaboration une relation hiérarchique, plutôt une quête commune où chacun apprend beaucoup de l'autre.

Ilva Eigus est d'avis que sa génération remet davantage certaines choses en question – par exemple les répercussions de l'IA, les guerres, les crises, le changement climatique... Dans ce contexte, elle ne cesse de se demander : « est-ce que je fais ce qu'il faut ? Est-ce que, grâce à mon violon, je contribue à rendre le monde meilleur ? » En définitive, elle pense qu'il faut faire ce qui nous comble, tout en essayant de rester curieux et ouvert d'esprit. A son avis, la meilleure façon d'aider, c'est d'être un modèle. <>